

18 Die Kritik und ihre Pápste

Rückblick auf ein Genre

Thierry Chervel

Seit März 2000 wertet der Perlentaucher die Buchkritiken der großen Zeitungen aus. Zu jeder Kritik von einer gewissen Länge (sagen wir 60 bis 80 Zeitungszeilen) verfassen wir ein kurzes Resümee, das die Tendenz der Kritik in eigenen Worten wiedergibt. Daraus ist im Lauf der letzten zwanzig Jahre eine riesige Datenbank erstanden, die einen Überblick über die klassische Literatur- und Sachbuchkritik in den klassischen Medien dieser Zeit gibt.

Anfangs haben wir folgende Titel ausgewertet: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (FAZ), *Frankfurter Rundschau* (FR), *Neue Zürcher Zeitung* (NZZ), *Süddeutsche Zeitung* (SZ), *Die Tageszeitung (taz)*, *Die Zeit*, sozusagen die Alpha-Zeitungen. Später kam die Welt hinzu, die wir anfangs nicht berücksichtigt hatten, weil sie nur samstags Kritiken brachte, wo wir ohnehin schon zugeschüttet wurden. Allein die FAZ hatte in ihrer Feuilletonbeilage »Bilder und Zeiten« am Samstag bis zu vier zusätzliche Kritiken (im Feuilleton waren auch noch Kritiken). »Literatur und Kunst« in der NZZ war zuweilen ein reiner Rezensionsteil auf sechs Seiten. Beide Feuilletonbeilagen existieren nicht mehr. Auch wochentags ist die Zahl der Kritiken in den großen Zeitungen zurückgegangen. Darum werten wir seit einigen Jahren auch die Kritiken von Deutschlandfunk und Deutschlandfunk Kultur aus, um das Schrumpfen der Zeitungen zu kompensieren.

Man muss nicht über die Statistik streiten – es wäre eine Aufgabe der Medienwissenschaft, den Status von Literaturkritik und von Kritik an sich in heutigen Printmedien zu eruieren. Nur soviel: Im Jahr 2001 hat der Perlentaucher allein aus diesem Jahr 750 Kritiken ausgewertet. Im Jahr 2019 waren es noch 220 Bücher, die in der Zeit – für uns resümierbar – besprochen wurden, literarische und Sachbuchtitel. Die Zeit hatte 2001 noch ein eigenes

»Buch«, eine Zeitungsbeilage mit sechs Seiten, für Bücher; nun ist die Kritik nur noch eingegliedert in ein seinerseits degradiertes Feuilleton. Die Zeit ist ein besonders interessantes Beispiel, denn anders als den Tageszeitungen geht es ihr wirtschaftlich blendend. Die Schrumpfung des Feuilletons ist in der Zeit also eine redaktionelle Entscheidung und nicht Ausdruck der Not. Noch deutlicher ist der Niedergang bei den Literaturbeilagen der großen Zeitungen, besonders zur Frankfurter Buchmesse im Herbst. Da hatte die FAZ im Jahr 1999 noch 64 Seiten, jetzt sind es 26. Die Buchmessenbeilagen hängen vom Anzeigenaufkommen ab. Die Buchverlage »schalten« kaum mehr. Manche Zeitungen, wie die NZZ oder die FR, haben ihre Herbstbeilagen ganz abgeschafft.

Es ist der Öffentlichkeit nicht unbedingt bewusst, aber die Zeitungen haben sich in den letzten zwanzig Jahren unter dem Einfluss des Internets radikal gewandelt. Die Printprodukte, immer noch das Brot- und Buttergeschäft der meisten Titel, sehen zwar gleich aus, wenn man im Café in ihnen blättert, aber sie sind im Umfang geschrumpft, während ihr Preis erheblich gestiegen ist. Die Zeitungen selbst können darüber begreiflicher Weise nicht berichten. Als der Perlentaucher anfang, im Jahr 2000, sahen sich die Zeitungen noch selbst als Teil der »New Economy«. Sie platzten vor Anzeigen der Startups. Das Internet hatte aber noch nicht wirklich die Funktionen der Zeitung übernommen.

Damit meine ich nicht die Information. Denn die zweite Hauptfunktion der Zeitungen war es – heute vergessen –, den Markt zu organisieren. Wer ein Auto kaufen wollte, eine Wohnung suchte, eine Stelle zu vergeben hatte, war gezwungen, in Zeitungen zu inserieren. Am Samstag waren die Anzeigenteile dicker als die Zeitungen selbst. Die FAZ hatte Samstag für Samstag 80 bis 100 Seiten Stellenanzeigen, die Seite für gut 50.000 Mark. Für die Zeitungen war das eine Lizenz zum Gelddrucken. Sie hatten Umsatzrenditen von 20 bis 30 Prozent. Das sind nicht die Bedingungen, die ein Unternehmen innovativ machen. Das Internet, das den Markt dann ungleich effizienter und für die Kund_innen wesentlich kostengünstiger organisierte, kam als Riesenüberraschung.

Es ist nicht so, dass die Online-Seiten der Zeitungen den Wegfall traditioneller Formate aus dem Print kompensieren. Um online neues Publikum zu gewinnen, probieren die Zeitungen natürlich eher neue Formate aus: Podcasts, Blogs oder Formate, die für soziale Medien entwickelt werden. Es kommt vor, dass Buchkritiken online stehen, die nicht im Print erscheinen,

aber nach meinem Eindruck ist ›Online‹ in diesen Fällen meist ein Ausweichraum, wenn im Print nicht genug Platz war. Mein Eindruck ist, dass die Zeitungen für Literatur online keine eigenen neuen Formate entwickelt haben – aber auch hier müsste die Medienwissenschaft mehr in die Tiefe gehen und diese Behauptung überprüfen.

Online gibt es in den klassischen Medienhäusern ja heute auch zwei getrennte Bereiche: den kostenpflichtigen Bereich und das frei zugängliche Schaufenster für die Öffentlichkeit. Kaum ein Zeitschriftenverlag stellt mehr alles kostenfrei zur Verfügung. Die viel gescholtene ›Kostenloskultur‹ des Internets war für die meisten Anbieter ohnehin nur eine sehr kurze Episode. Heute hoffen die Medien, über Online-Abos in verschiedenen Formen, den Verlust der Printeinnahmen wettzumachen, mit oft eher zweifelhaftem Erfolg, fürchte ich. Die Corona-Krise zeigte, wie wichtig Printanzeigen für die Zeitungen immer noch sind – durch deren Wegfall. Erstmals sollen Zeitungen nach der Krise nun massiv subventioniert werden.

Dass die Medienhäuser in der klassischen Kritik nicht gerade den Angelhaken für ein neues Publikum erblicken, hat seine Entsprechung natürlich auch in der Sache selbst: auch die Buchverlage sehen sich dem Medienwandel ausgesetzt. Auch sie sind im symbolischen Rang abgestiegen. Auch sie müssen sich in einem radikal gewandelten Umfeld behaupten. Kein Jugendlicher, der sich heute in sein Zimmer zurückziehen will, ist mehr auf das Buch als unausweichliches Medienformat angewiesen. Das Smartphone ist immer da. Darauf kann man lesen, ja, aber auch Netflix gucken oder chatten.

Der Bedeutungsverlust der Sache, der Reflexion der Sache und der traditionellen Medien dieser Reflexion lässt sich auch an Namen festmachen. Als der Perlentaucher anfang, waren die drei Päpste noch am Leben, wenn auch längst nicht mehr die jüngsten. Auch sie waren in ihrem Status schon angekratzt, hatten nicht mehr die Chefposten inne: Marcel Reich-Ranicki, Fritz J. Raddatz und Joachim Kaiser. Letzterer war immer etwas ungreifbarer, war zuletzt eher Musik-Autor. Aber Reich-Ranicki und Raddatz hatten doch seit spätestens den Siebzigern über dem Literaturgeschehen in Deutschland gethront. Sie verdienten exorbitante Gehälter, dinierten mit der Politik und der Wirtschaft und verbreiteten ihren Einfluss auch jenseits der Zeitungen in Formaten wie dem Literarischen Quartett, das heute nur noch ein Schatten seiner selbst ist.

Reich-Ranicki und Raddatz definierten ihre Macht darüber, dass sie Kritiker waren. Das Glacis, auf dem sie operierten, war die Literatur. Für

den nachfolgenden Charismatiker, Frank Schirrmacher, war die Kritik nur mehr eine Station. Das eigentliche Feld seiner Macht war nicht mehr die Entscheidung über den Rang eines literarischen Werks, sondern die späte Medienöffentlichkeit und beginnende Internetöffentlichkeit. Für Schirrmacher war nicht mehr die Kritik, sondern die Zeitung selbst das Instrument der Macht. Auf dem Weg zu seinem Status demonitierte er in drei Stationen die Figur des Autors, der den Großkritikern einst ja zumindest noch ebenbürtig gegenüber gestanden hatte: zuerst in der Debatte über Christa Wolf, dann – besonders finster – in der Debatte über Martin Walser, zu dessen Künder sich Schirrmacher nach Walsers Paulskirchen-Rede noch gemacht hatte und den er nach dem ›Tod eines Kritikers‹ abservierte, schließlich mit der Debatte über Günter Grass, dessen frühe SS-Angehörigkeit zuerst in der FAZ skandalisiert wurde.

Schirrmacher war vom Internet besessen: »Es zermatscht mir mein Gehirn«, ist ein von ihm überlieferter Ausspruch. Vielleicht lag es daran, dass es seinen eigenen Status gleich aus zwei Richtungen untergrub. Das Internet war eine Demokratisierung. Der Tod des Autors, zu dessen symbolischer Erledigung er noch beigetragen hatte, kam in Gestalt neuer technischer Möglichkeiten, die buchstäblich jeden zum Autor machten. Und zugleich schuf das Internet Machtpositionen, die den Machtbewussten zum Zwerg degradierten: Was war Schirrmacher gegen einen Zuckerberg, also genau jenen Tycoon, der gerade durch die Verflüssigung des Autorenstatus mit Mitte zwanzig zum Milliardär geworden war?

Verflüssigung der Genres, der Positionen, der Rollen, also Demokratisierung, ist neben Nivellierung und Hysterisierung ein Charakteristikum der Netzöffentlichkeit. Der Perlentaucher ist ein frühes Internetmedium. Er bezieht sich als Internetmedium auf die Medien älterer Funktionsart. Auch er war von Anfang an auch ein Medium der Relativierung, auch Offenlegung: Allein schon dadurch, dass er in seiner Buchdatenbank unterschiedliche Positionen von Zeitungen zu einem Buch widerspiegelte. Zeitungen agierten gern als geschlossene Zirkel – sie klärten ihre Leser nicht immer darüber auf, was die anderen Zeitungen so taten, die der Leser im Gegensatz zu den Redakteur_innen nicht unbedingt präsent hatte. Insider-Informationen behielt man gern für sich, Links konnte man in Zeitungen ohnehin nicht setzen und verschwieg auch mal eine Quelle. Zumindest für die Leser_innen einer Zeitung sprach der Kritiker das letzte Wort. Die Kritik war anders als ein Kommentar oder gar ein Debattenbeitrag ein abschließendes Genre. Nichts

galt als unfeiner, als wenn eine Autorin auf ihre Kritikerin antworten wollte. Journalismus verstand sich als Teil einer demokratischen Öffentlichkeit, aber die Kritik war nicht das Genre dieses kritischen Geistes. Der Perlentaucher verflüssigte das Gespräch allein schon dadurch, dass er die Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Positionen dokumentierte.

Zugleich aber will der Perlentaucher auch etwas aus der alten Medienöffentlichkeit retten: die Geschlossenheit eines Zeitungstextes ist ebenso wie die Geschlossenheit eines literarischen Textes, der seiner Tradition nach an den unveränderlichen Gegenstand Buch gekoppelt ist, eine Qualität, die ein Internetmedium, das einen Qualitätsanspruch weitertragen will, in Erinnerung behalten sollte.

In dem Moment, wo Textualität durch die Möglichkeit der Verlinkung, der Transportabilität in *Clouds* und der Vermischbarkeit mit anderen Medien radikal gewandelt ist, wird Literatur zur Disziplin wie das Lesen selbst, das sich nicht durch all die anderen Apps auf dem Smartphone ablenken lassen will.

Allerdings sollte die Idee einer literarischen Qualität ohne Kulturkritik verfochten werden. Das Internet hat Formen der Auseinandersetzung mit Büchern mitgebracht, die der Perlentaucher nicht widerspiegelt. Ich fände allerdings nichts falscher als einen herablassenden Blick etwa aufs Genre der Nutzerkritik: Häufig genug halten diese Nutzerkritiken nämlich dem kritischen Anspruch stand – und sind zumal aus eine ganz anderen Warte geschrieben, nicht von Journalisten, die *volens nolens* ebenfalls Teil eines Literaturbetriebs sind, in der die eine auf den anderen Rücksicht nimmt, sondern aus der Perspektive eines Lesers, der für sein Buch bezahlt hat, für den es also eine tatsächliche Relevanz hat. Die klassischen Medien werden nur überleben, wenn sie die Relativierung ihrer einstigen Käuferposition als einen Fortschritt begreifen.

